



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niebuhr, Carl: Am Krankenlager Kaiser Friedrichs

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Am Krankenlager Kaiser Friedrichs

Von Carl Niebuhr-Berlin



Fast ein Vierteljahrhundert trennt uns heute schon von den Begebnissen der ersten Hälfte des Jahres 1888, ein Zeitraum gleich der friderizianischen Periode nach dem Hubertsburger Frieden, die ihren Mitlebenden so lang erschien und die noch jetzt in den historischen Darstellungen diesen Eindruck erweckt. Aus der Ferne haben sich die Empfindungen und Meinungen, vor dreiundzwanzig Jahren so heftig erregt, wohlthätig beruhigt; die Macht des Lebens, ausgedrückt durch eine rastlose, ungeahnte Entwicklung auf allen Gebieten, wob den Schleier pietätvoller Erinnerung auch über großes Leid und ungestüme Trauer. Doch nur ungern versetzt sich, wer immer jene hangen Monate deutscher Geschichte mit Bewußtsein verfließen sah, in ihre wiedererweckte Folge von Furcht und Hoffnung zurück. Zum Schmerzgefühl eines alten Wundmals gesellt sich dann die Scheu vor dem Heraufbeschwören einer Düsternis, die noch nach Generationen nicht verblaßt sein wird. Helligkeit zuvor und hernach, sie vertieft einen Schatten mitteninne um so mehr.

Am 25. März 1907 starb Ernst v. Bergmann, reich an verdienten Ehren, der Doyen deutscher Chirurgie und einer der Hauptträger ihres Weltruhms. Die Familie, im Besitz eines eigenen Archivs und des gesamten handschriftlichen Nachlasses — Bergmann führte die Feder mit hervorragendem Geschick —, faßte den Entschluß, schon jetzt ein Lebensbild des Hingeshiedenen zur Darstellung und Veröffentlichung zu bringen. Angesichts der günstigen Vorbedingungen, unter denen dies geschehen konnte und durchgeführt worden ist, darf man wohl aussprechen, daß damit einmal ein schlagendes Beispiel aufgestellt wurde gegen sonst herrschende wissenschaftliche Bedenken. Steht doch ohnehin der generalisierenden Warnung vor „verfrühten“ Biographien die Erfahrung gegenüber, daß mit sozusagen kaltgewordenen Arbeiten, denen binnen fünfzig oder noch mehr Jahren nur Zweifelsfragen nachwachsen, eigentlich der Erwartung weit seltener entsprochen werden kann. Und wenn auch bereitwillig zuzugeben ist, daß Taktfragen bei Publikation der Erlebnisse und Aufzeichnungen Jüngstverstorbenen wiederum ihre Rolle spielen, wodurch gewiß manche Angabe konventioneller werden mag als sie aussteht, so gewinnt dafür der Zusammenhang doch an Klarheit — vorausgesetzt, daß der Bearbeiter über die entsprechend nötigen Fähigkeiten gebot. Das war hier der Fall. Dr. Arend Buchholz, der Berliner Stadtbibliothekar, hat die Aufgabe mit seinem seeben erschienenen Buche: „Ernst von Bergmann“ (Leipzig, Verlag von F. C. W. Vogel. Preis 13,75 M.) höchst ansprechend gelöst. Er wußte den scheinbaren Nachteil, nicht der medizinischen Fakultät anzugehören, durch die hier in der Tat weit notwendigeren

Vorgaben des geschulten Historikers überschiegend auszugleichen. Als Landsmann und Verwandter des großen Klinikers hat er vielleicht den schwereren Stand gehabt, aber gerade weil seine Bewunderung — hier homogen mit der Freude am Werk — so echt ist, verließ sie sich nirgends in eine Haltung, an der nicht auch der Fernerstehende teilnehmen könnte.

Mit impulsiver Begier wird, daran ließ sich vorweg keinen Augenblick zweifeln, zuerst das Kapitel mit der Überschrift: „Die Krankheit Kaiser Friedrichs“ aufgesucht und gelesen werden. Geheimrat v. Bergmann hat in den anderthalb Jahren des Leidens, das zuletzt den Selben fällte, eine so wechsel-, mühe- und verantwortungsvolle Aufgabe wahrzunehmen gehabt, wie sie einem Manne seines Rufes selten nahegetreten ist. Stützte ihn hierbei zu Lebzeiten Kaiser Wilhelms des Ersten das unbedingte Vertrauen des greisen Monarchen und seiner Berater, so empfand der Leidende selbst ganz richtig, von welcher Bedeutung Bergmanns Bemühungen um ihn waren. Wider eigenes Erwarten auch nach dem Regierungsantritt und der Heimkehr Kaiser Friedrichs von neuem herzubrufen, mußte der Vertreter deutscher Chirurgie schwere Wochen hindurch nicht nur den Fortschritten einer hoffnungslosen Krankheit, sondern auch Angriffen ihm abgeneigter Methodiker und der wild erregten öffentlichen Meinung trotzen. „Es war eine Zeit, in der man von einem Extrablatt zum anderen lebte,“ sagt Buchholz, und Bergmann hatte schon von San Remo her unterm 15. Februar in einem Briefe an die Gattin den Stoßseufzer einfließen lassen: „Ach, es ist schwer, wenn man ein verwöhnter Arzt gewesen ist, an dem das Vertrauen der Patienten hing, nun einmal die Rolle eines gegenfänglich beleumdeten Doktors zu spielen!“

Unscheinbar, in Gestalt einer zuerst katarrhalischen, dann trockenen Heiserkeit, hatte das Leiden des Kronprinzen im Januar 1887 begonnen. Als der Leibarzt Dr. Wegner zu Anfang März die sonst wirksamen Arzneimittel erschöpft sah, wurde der Geheime Medizinalrat Professor Gerhardt zugezogen. Er fand eine kleine Geschwulst am linken Stimmbande vor, stellte sie als das Hindernis der normalen Tonbildung fest und versuchte die operative Entfernung. Sie gelang erst durch Zerstörung mittels glühenden Platindrahtes und widerstand auch hierbei noch hartnäckig. Die Stelle wurde aber endlich geebnet, heilte jedoch nicht, während die Stimme nun klangreicher und das Allgemeinbefinden vortrefflich war. Eine Kur in Ems sollte durch ihren Verlauf die weitere Beurteilung des Falles entscheiden. Das geschah denn auch, freilich zu Ungunsten. Denn bei der Rückkehr des Kronprinzen nach Potsdam am 15. Mai erwies sich die Stimme heiserer, die Geschwulst größer als zuvor, das linke Stimmband leicht gehemmt, und nunmehr brachte Gerhardt die Zuziehung noch anderer Laryngologen sowie v. Bergmanns in Vorschlag. Schon am 16. Mai untersuchte dieser den hohen Patienten und sprach sich, wie Gerhardt dann berichtete, sofort dahin aus, daß wegen möglicher Bösartigkeit, jedenfalls wegen hartnäckigen Wiederwucherns der Geschwulst, eine Spaltung des Kehlkopfs und gründliche Ausrottung des Gewächses auf diesem Wege vorgenommen werde. Buchholz kann jetzt auch die genaueren Erwägungen mitteilen, von denen Bergmann hierbei geleitet war. „Wenn die Neubildung am Stimmbande“, so lautete die Notiz, „krebfiger Natur ist, dann dürfte die Entfernung derselben mittels endolaryngealer Operationen vom Munde aus nicht gelingen, wenigstens nicht in dem für die Entfernung bösartiger Gewächse not-

wendigen Umfange. Es ist bei Sitz eines Krebses am Stimmbande notwendig, das ganze Stimmband und einen Teil der noch gesunden, an das erkrankte Stimmband stoßenden Schleimhaut wegzunehmen, ja, bei tieferer Ausbreitung desselben sogar unerlässlich, einen Teil der Kehlkopfnorpel zu entfernen. Diese Operationen sind nur durch einen Schnitt vom Halse aus in den Kehlkopf — Laryngotomie — auszuführen. Gegenüber der großen Gefahr, welche das Stehenlassen einer Krebsgeschwulst hat, mußte ich auf eine möglichst bald vorzunehmende Operation dringen. Denn nur kleine Krebse der Kehlkopfschleimhaut sind bis jetzt durch die erwähnte Operation — Laryngofissur und Laryngoresektion — erfolgreich behandelt worden; bei größeren ist, selbst wenn die verstümmelnde Operation der Totalexstirpation des Kehlkopfs gemacht worden war, in der Regel ein Rezidiv der Geschwulst eingetreten. Ich riet also: eine sofortige Operation auszuführen, sowie Spezialärzte von der Bedeutung und Erfahrung eines Gerhardt erklärt hätten, daß der Verdacht einer Krebsgeschwulst gerechtfertigt sei. Gerhardt gab diese Erklärung ab; er wünschte aber gleich mir, daß der von uns aufgenommene Befund von einem oder mehreren hinzuzuziehenden Laryngologen zu bestätigen sei.“ — Eine größere Konsultation am 18. Mai, woran Gerhardt, v. Bergmann, Wegner, Oberstabsarzt Schrader und, von Kaiser Wilhelm entsandt, Generalstabsarzt v. Sauer und Geh. Rat Tobold teilnahmen, der seinerseits den Kehlkopf des Kronprinzen vorher untersuchte, entschied sich für baldige Operation. Sie wurde auf den 21. Mai morgens anberaunt, und es ist aus v. Bergmanns Aufzeichnungen zu ersehen, daß sowohl Kronprinz Friedrich Wilhelm wie die Kronprinzessin Viktoria lebhaft einverstanden waren.

Unter die zu befragenden Laryngologen von anerkannter Bedeutung war nach Vorschlag Dr. Wegners auch Dr. Morell Mackenzie in London aufgenommen worden, dessen Herbeikunft jetzt beschleunigt werden mußte. Er traf am 20. Mai nachmittags ein, untersuchte und nahm den Bericht der deutschen Ärzte entgegen. Sein Votum widersprach jedoch dem ihrigen; er bezweifelte die Krebsdiagnose und hielt eine Operation für mindestens verfrüht. Daher seien zunächst der kranken Stelle Gewebeteile zu entnehmen und diese mikroskopisch zu prüfen, was auch ohne Zeitverlust geschah, aber nichts ergab. Mackenzies weitere Versuche, aus dem Kehlkopf ein geeignetes Stück zu entfernen, führten einen ersten Konflikt mit Gerhardt herbei. Auch Bergmann ist seinem Berliner Kollegen darin beigetreten, daß Mackenzie sich schwer vergriffen und vielmehr das gesunde rechte Stimmband verletzt habe. So kam der 8. Juni heran, bis der englische Arzt unter Fernhaltung Gerhardts zwei Stückchen der Geschwulst exstirpierte, über die ein neues Gutachten Virchows eingeholt wurde. Hiernach hätte es sich um eine dickhäutige Warze gehandelt, wobei Virchow hinzusetzte, aus beiden Stückchen sei nicht sicher zu ersehen, ob das Urteil sich auf die gesamte Erkrankung ausdehnen lasse. Allein Mackenzie, der schon am 10. Juni nach London zurückreiste, legte sich dort einem Interviewer gegenüber auf den positiven Teil dieser Erklärung fest mit dem Zusatz, er selbst übernehme wegen der Natur des Gewächses keine Verantwortung; diese trage Virchow gänzlich. Gleichzeitig wäre er (Mackenzie) überzeugt, daß im Halse des Leidenden nichts vorhanden sei, was das Aussehen eines Krebsgeschwürs habe.

Schon aus dieser Verlautbarung bemerkt man, daß nach außen hin die englische Veraterschaft der Krankheit des deutschen Kronprinzen einer ungewöhnlichen

Form entgegenzustreben anfang. Vergleichsweise harmlos war gewesen, daß Madenzie schon in Berliner Hofreisen einen Kuraufenthalt in England eifrig propagiert hatte. Dann würde der Kronprinz binnen wenigen Wochen wieder völlig bei Stimme und während des Herbstmanövers in der Lage sein, zu kommandieren. Wie sehr aber ein Arzt, der zu kritischer Stunde als Mann der beruhigenden Verheißungen und Bringer der angenehmsten Hoffnungen auftritt, wohl jeden Kranken und mit ihm die Angehörigen fasziniert, das bedarf auch in diesem besonderen Falle keiner Herleitung. Und wenn auch, soviel zu sehen, nirgends ausgesprochen wird, daß der im Umgang sehr gewandte Mann seinen frühzeitigen Streitfall mit Gerhardt vor der Kronprinzlichen Familie als einen zu seiner geschwinden Entfernung angestellten taktischen Versuch beurteilt habe, so muß doch der entsprechende Eindruck irgendwie hervorgerufen worden sein. Bereits am 10. Juni lag also Kaiser Wilhelm die Bitte des Kronprinzen vor, sich nach England begeben zu dürfen, unter Anführung der von Madenzie betonten klimatischen Motive. Jetzt widersprachen die Berliner Autoritäten, um ihre Meinung befragt, mit Entschiedenheit; in jedem Falle sei ein deutscher Spezialist, und zwar Gerhardt, dem englischen dann an die Seite zu setzen. Aber die Bedenken gegen eine solche Verfügung lagen auf anderem Gebiete. Kronprinz Friedrich Wilhelm lehnte vielmehr Gerhardts Begleitung ab und trat die Überfahrt an in Begleitung Dr. Wegners und des Stabsarztes Dr. Landgraf, bisher Assistenten der Gerhardtschen Klinik. Bald nach der Ankunft auf Wight wurde dem letzteren durch Dr. Wegner eröffnet, „daß Se. Kaiserliche Hoheit sich ganz in die Behandlung des Herrn Dr. Madenzie gegeben habe und nicht wünsche, daß wir an der Behandlung teilnähmen“.

Den Hochsommer hindurch dauerte der wechselnde Aufenthalt in England und Schottland, bis die nahende rauhere Jahreszeit zu Anfang September die Rückkehr zum Kontinent nötig machte. Aus dieser Zeit stammt Madenzies sich nach und nach organisierende Verbindung mit der Tagespresse, die später einen Umfang annahm und zu Erörterungen führte, über deren Angemessenheit heute so wenig Zweifel herrschen kann wie über ihre schweren Nachteile. Vorläufig dienten die angespannenen Beziehungen zur Verherrlichung der angeblichen Erfolge, die Madenzie errang. Er selbst sandte, bevor er den Leidenden aus der Behandlung entließ, eine Art Genesungsanzeige nach Deutschland, der Dr. Wegner jedoch auf eigenen Antrieb einen kurzen warnenden Zusatz beifügte. In der späteren Darstellung nach amtlichen Quellen heißt es: „Erinnert man sich daran, daß die Meldungen der gesicherten Herstellung mit der Erhebung Sir Moreells zur Würde eines Baronets zusammenfielen, so ist es begreiflich, daß das gesamte deutsche Volk dem englischen Arzte seine Bewunderung und Verehrung auszudrücken bereit war, begreiflich auch, daß die Zeitungen, die ihn als den einzig richtig urteilenden und erfolgreich behandelnden Arzt feierten, für die im Mai hinzugezogenen deutschen Ärzte nur Worte des Unwillens und schärfsten Tabels hatten. Jubelnd erwartete Berlin die Rückkehr des endlich genesenen Kronprinzen, überall sich für seinen festlichen Empfang vorbereitend. Da kam die erste Enttäuschung.“ Der sehnlich Erwartete mied die Hauptstadt, wo der alte Kaiser seiner harrete, und begab sich über Frankfurt a. M. nach Töblach, später nach Baveno. Ein jüngerer englischer Arzt aus der Schule Madenzies, Dr. Howell, überwachte sein Befinden. Beunruhigenden Gerüchten über den Anlaß dieses Ortswechsels und zu der weiteren Übersiedlung

nach San Remo wurde in der Presse kein Glaube beigemessen; von offiziellen oder sonstigen Berichten nach Berlin wird aus diesen zwei Monaten nichts erwähnt.

So wirkte es als jähe Schreckenskunde zu Beginn des November, daß Sir Morell Mackenzie schleunig aus London nach der Riviera berufen worden sei, die Krankheit für bösartig erklärt und die Hinzuziehung noch anderer Ärzte verlangt habe. Die Katastrophe war im Anzuge, und den Vertretern der allzu lange ferngehaltenen deutschen Wissenschaft stand jetzt eine Aufgabe bevor, deren Schwierigkeiten sich ebenso vermehrt hatten, wie die Hoffnung auf schließlichen Erfolg nun vermindert war.

Auch aus der Entfernung ließ sich in Berlin erkennen, daß Sir Morell in San Remo die Situation völlig beherrschte, wiewohl sie all sein früheres Tun und Lassen doch schlagend dementieren mußte. Man entsandte daher zunächst Sachleute, die Mackenzie nicht als befangen ansehen konnte: einen Wiener und einen Frankfurter Laryngologen. Beide sicherten die Bösartigkeit der seither umfassend aufgetretenen Neubildung und ließen die Wahl zwischen Entfernung des ganzen Kehlkopfes, jetzt zu einer Operation nicht völlig sicheren Ergebnisses geworden, und dem Luftröhrenschnitt als Erleichterung. Mit seinem wackeren Gleichmut, fast heiter nahm der hohe Kranke diese leider unvermeidliche Eröffnung entgegen. Er lehnte die Totalexstirpation ab und beauftragte nunmehr, im Einverständnis mit der Kronprinzessin und den versammelten Ärzten, Bergmann mit der vielleicht nötig werdenden Tracheotomie. Dieser dankte für das Vertrauen und erklärte sich bereit, dem Rufe zu folgen. Da der Zeitpunkt vorerst nicht abzusehen war, die Möglichkeit unerwarteter Komplikationen aber bestand, so wurde auf kaiserlichen Befehl Mitte November der erste Assistent der Bergmannschen Klinik, Dr. Bramann, nach San Remo abgefertigt, damit inzwischen ein sicherer Operateur dort zur Hand war.

Es ist bekannt, daß diese Maßnahme sich angesichts der Taktik Mackenzies als heilsame Vorkehrung erwiesen hat. Bramann wurde tunlichst ferngehalten und mußte sich durch die Mitteilungen der beiden deutschen Mediziner am Krankenlager, Dr. Schröder und Dr. Krause, auf dem Laufenden zu erhalten suchen. Schon hatte er Bergmann vorbereitet, als am Mittag des 9. Februar 1888 Mackenzie die sofortige Operation für geboten erkannte. Nach allerlei Schwierigkeiten von seiner Seite, über die man sich angesichts der drängenden Lage wundern durfte, erhielt Dr. Bramann Überblick und freie Hand. Binnen zwanzig Minuten war der Eingriff glänzend durchgeführt, die Erstickungsgefahr abgewendet. Am 11. Februar trafen Bergmann und der Oberhofmarschall des Kronprinzen, Graf Radolinski, zusammen ein. „Der Kronprinz war froh, Professor v. Bergmann wiederzusehen.“ Und nach viertägigem Aufenthalt schreibt dieser nach Hause, unter Hinweis auf bereits erlebte Widerwilligkeiten: „Der Kronprinz bleibt unverändert gutig, ja fast zärtlich gegen mich; das ist mir Bohn vollauf und richtet mich, wenn ich mich gekränkt und verachtet sehe, gleich hoch auf.“

Bis zum 7. März ist Bergmann dann in San Remo verblieben, wo sich jetzt alle näheren Angehörigen der Kronprinzlichen Familie eingefunden hatten. Der Patient atmete seit der Operation durch eine Kanüle, ein nach anatomisch-technischen Beobachtungen entworfenes und gegliedertes Silberrohr, dessen Gebrauch die Respiration vom Zustande des Kehlkopfes unabhängig machte. Sir Morell

MacKenzie, wie immer die teilweise noch nicht durchsichtig gewordenen Beweggründe zu seinem Verfahren als Mensch und Arzt sich gruppiert haben mögen, hielt jetzt offenbar einen Streit um die beste Kanülenkonstruktion für ein Mittel, seine auch vor der Außenwelt trotz gesteigerter Tätigkeit des „Pressedienstes“ in Zweifel geratene Autorität zu festigen. Es gehörte die vollendete Nachsicht und Geduld eines Kranken von Kaiser Friedrichs schönen Eigenschaften dazu, auch hier um manchmal überflüssiger Bedenken willen zu leiden, ohne zu klagen. Der Kanülenstreit hat sich später in Charlottenburg fortgesetzt und, nach einer öffentlichen Invektive MacKenzies und Hovells, Bergmanns Antrag herbeigeführt, ihn seiner Pflichten als regelmäßig mitbehandelnder Arzt zu entlassen. Mit dem 30. April 1888 ist dann Professor Bardeleben für ihn eingetreten, und seine Berichte, in möglichster Kürze abgefaßt, reichen bis zum Tode des Kaisers am 15. Juni. Sie bilden ein ergreifendes Dokument, aus dem uns der Schritt des unentrinnbaren Verhängnisses dumpf entgegenhallt.

Soweit Arend Buchholz die Briefe Bergmanns aus San Remo neben anderen Mitteilungen im Auszug oder Zitat wiedergegeben hat, läßt sich diesem Material doch mancher Zug und manche Einzelheit entnehmen, die bisher höchstens einem kleineren Kreise von Personen bekannt gewesen sind. Trotz reichlicher Anlässe zur Mißstimmung und trotz des peinlichen Umstandes, daß er die mit seiner delikatsten Mission verbundene Zwangslage hier eher unterstrichen als gemildert sah, sucht der berühmte Kliniker namentlich dem Charakter und den von Liebe zum Gatten getragenen Beweggründen der Kaiserin Friedrich gerecht zu werden. Ihre Entschiedenheit bei den Audienzen war, wie sich hier hinzufügen ließe, oft weit größer als angedeutet worden ist. MacKenzies unberechtigt heroische Pose gegenüber dem „jungen Mann“ aus Berlin, nämlich Dr. Bramann, war in eine nicht angenehme Norm übergegangen und kam alsbald nach der Operation, wo dankbare Gefühle vorherrschen durften, auf gleichsam harmlose, aber doch entschieden satirische Weise zum Vorschein. Bergmann hingegen mußte den Widerspruch, zu welchem MacKenzie sich selbst entweder garnicht oder nicht nochmals bekennen mochte, häufig aus dem Munde der hohen Frau vernehmen, und es ist vorgekommen, daß energische Zeichen ihrer beeinflussten Ansicht mit unterliefen. Wenn Bergmann zugibt, daß die Kronprinzessin ihm am 27. Februar eine klare Absage MacKenzies übermittelte mit dem Bedeuten, San Remo doch zu verlassen, so bildete diese Wendung nur den Abschluß einer Skala ähnlicher Winke. Sie waren etwa nach dem Muster gehalten, das der alte Fritz gegen Verwandtenbesuch anwendete, dessen Dauer ihm genügend schien: je l'apprends avec mille regrets votre avis de partir déjà mardi prochain; jedoch ohne die zopfige Umschreibung. Worauf Bergmann in San Remo bisher nichts übriggeblieben war, als die maßgebende Instanz hervorzukehren, die ihn entsandt hatte. Als er endlich, vom Kronprinzen mit gewohnter Güte und dem rührenden schriftlichen Ausdruck des Dankes für sein Kommen und getreuliches Aushalten entlassen, am 9. März in Berlin eintraf, war Kaiser Wilhelm dem Kummer der letzten Monate eines langen und gesegneten Lebens entrückt; Kaiser Friedrich aber, selbst den Tod im Auge und der Sprache beraubt, stand im Begriff, sich ebenfalls in die Mitte seines trauernden Volkes zu begeben.

Während der neunundneunzig Tage blieb Sir Morell MacKenzies Vertrauensstellung, die er nun auch vollends betonte, wohl im ganzen unerschüttert; von den

letzten Tagen in Potsdam hat allerdings sehr wenig verlautet. Immerhin ist interessant, daß nach Bergmanns Briefen aus San Remo die Qualität des englischen Spezialisten bisweilen sogar von der Kronprinzessin angezweifelt wurde. Bergmann hatte ein „wichtiges Aktenstück“ darüber bewahrt, einen Brief der hohen Frau, worin es heißt: „Die chirurgische Behandlung der Wunde ist längst beendet; ich habe schon seit acht Tagen Mackenzie gebeten, seine Kehlkopfbehandlung streng durchzuführen, damit er Zeit hat, sich zu überzeugen, daß sie nichts hilft.“ Allerdings ist dies eben nur ein Bruchstück, für dessen Tragweite es auf den allgemeinen Zusammenhang ankäme. Der Brief gehört übrigens zu dem Abschnitt über Prof. Kufmauls Besuch Ende Februar, wozu gleichfalls viele noch unbekannte Einzelheiten beigezeichnet sind.

Den Abschluß der im Juli 1888 veröffentlichten amtlichen Darstellung über die Krankheit Kaiser Friedrichs des Dritten bildete der Sektionsbefund. Er brachte nach allem, was vorausgegangen und worüber leider vor dem Publikum so unnützlich debattiert worden war, den als notwendig erkannten Austrag. Erst aus der neuen Bergmann-Biographie aber erfahren wir, wie die Maßnahme zustande kam. „Die Sektion der Leiche sollte anfangs unterbleiben, aber da sie das einzige Mittel war, der mißhandelten Wahrheit zum Siege zu verhelfen, wandte sich Bergmann durch Schweningers Vermittlung an Bismarck mit der Bitte, die Sektion zu veranlassen. Mitten in der Nacht wurde Bergmann in das Reichskanzlerpalais beschieden. Er traf den Kanzler und Schweninge jeden vor einer Maß Bier sitzen. Bismarck war anfangs nicht dazu zu bringen, hier einzugreifen: er habe schon genug Schwierigkeiten; da die Kaiserin Friedrich die Sektion nicht wünsche, so wolle er ihr darin nicht entgegenhandeln. Da warf Schweninge die Frage dazwischen: ‚Sind denn aber nicht alle Hohenzollern sezirt worden?‘ — ‚Herbert soll kommen!‘ befahl Bismarck. Er kam, und sehr schnell wurde festgestellt, daß nach den Bestimmungen des königlichen Hausgesetzes die Todesursache des Monarchen unter allen Umständen authentisch festzustellen sei. Jetzt erst erklärte sich Bismarck bereit, namens des Staatsministeriums die Genehmigung des Kaisers zur Vornahme der Sektion zu erbitten. Nachdem Bergmann auch noch am Morgen des 16. Juni Gelegenheit gehabt hatte, dem Kaiser mündlich die Bitte zu wiederholen, willigte er ein, doch sollte sie sich nur auf diejenigen Teile beschränken, die zur Feststellung des Leidens, dem Kaiser Friedrich erlegen, unerlässlich waren.“ — Bergmann gesteht, er habe während der letzten Leidenszeit des Kaisers unter dem Einfluß eines Schauders bei jedem Gedanken daran gestanden, und erst die Erlösung des edlen Dulders habe auch ihm die innere Fassung wiedergebracht.

Ein verwandtes Gefühl beschleicht wohl auch den Laien von Empfindung für menschliches und nationales Leid noch immer, wenn er sich in die näheren Berichte darüber abermals vertieft hat. Keins der ragenden Denkmäler aber, die treue Pietät und Verehrung Kaiser Friedrich in deutschen Landen errichtet haben, betrachten wir ohne vorwaltende Trauer um den schmerzlichen Abschied des redenhaften Fürsten von seinem Leben und Wirken.

